

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-67567](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-67567)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Freitag, den 29. Januar 1847.

N^o 9.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in 1/2 Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Wie ein kleines Mädchen zur großen Dame wird.

Bei Besichtigung einer Erziehungsanstalt für Kinder der ärmeren Volksklasse lernte ein durchreisender hoher Officier in einer Seestadt ein niedliches kleines Mädchen kennen, von dem ihm die Vorsteher erzählten, daß es die Tochter einer armen Wäscherin sei, sich aber durch Artigkeit auszeichne. Der Officier schlug seiner Frau vor, das Kind zu sich zu nehmen, die Frau willigte ein, und siehe da, aus dem kleinen Mädchen war in zwölf bis vierzehn Jahren ein stattliches Fräulein geworden. Ein hochadliger Gutsbesitzer, der sich in den besten Jahren befand, aber noch halb so viel Tausend Thaler Revenüen hatte als er Jahre zählte, wurde bei des Fräuleins holdseligem Anblick wunderbar ergriffen und theilte seinem Freund, dem hohen Officier, seinen Entschluß mit, sie zu heirathen. „Ich könnte Dir nur Glück wünschen zu Emma's Besitz“, entgegnete der Officier, „aber es ist ein Mädchen ohne Namen und von niederer Herkunft. Ich müßte, um sie adoptiren zu können, erst die Erlaubniß des Fürsten haben, in dessen Residenz ich seit so langer Zeit lebe.“ Unfänglich war es dem alten Stammbaum nicht ganz gelegen, der Wäscherin Tochter zu heirathen, aber die Liebe schärfte diesmal seine Augen und ließ ihn seine Gewohnheit, den Werth der Menschen nach ihrer Abstammung zu beurtheilen, als eine große Dummheit erkennen. Vor den Vorwürfen seiner Verwandten sollte ihn die Adoption des Generals schützen. Beide schrieben an den Fürsten und waren nicht wenig erfreut, als der huldvolle Fürst erwiderte: er genehmige nicht allein, daß der General das Mädchen adoptire, sondern schenke ihr noch außerdem zu den zwölf Ahnen, die der General habe, vier Stück Ahnen, damit die junge Frau an allen auswärtigen Höfen mit Ehren erscheinen

könne. Gegenwärtig befindet sich die junge sechszehnjährige Frau mit deren Gatten in Italien — ob die Mutter Wäscherin noch wäscht, oder ob sie von der gnädigen Frau Tochter für ihre alten Tage ein Ruheplätzchen erhalten hat, ist nicht bekannt geworden. —

Musikalisches!

Wir hätten nicht erwartet, mein lieber Herr Franz, daß Sie auf ein Urtheil des Hrn. x—y. so viel Werth legen, und etwas darauf erwidern würden. Gekränkt können Sie sich dadurch nicht fühlen, da Sie die allgemeine Anerkennung des anwesenden Publikums für sich haben, und außerdem noch das Bewußtsein, Ihre Schuldigkeit gethan zu haben. — Ob x—y. zu einem öffentlichen Urtheil befähigt ist, das geht am besten aus seiner letzten Kritik in den „Mittheilungen“ über das Violin-Concert des berühmten Mendelssohn hervor; er sagt dort: „Das geniale Werk trägt in jeder Note den Namen seines Schöpfers auf der Stirn, in keinem Sage freilich deutlicher, als im Schluß-Allegro aus E-dur, wo uns aus jedem Nötchen der schelmische „Sommernachtstraumkobold“ entgegen klingelt und flüstert. (Wie bilderreich!) Und dennoch besehen wir dies Puck-Allegro bei Licht: (Wie wollen Sie es denn anders besehen?) — Hat sich der Componist wohl von einer gewissen Fadhheit, ja Trivialität frei zu halten gewußt? Hat das Thema des Schlusssatzes nicht einen Anflug — doch auch nur einen solchen — vom Ordinären?“ — Man sollte nicht glauben, daß Jemand eine solche Lächerlichkeit begehen und so etwas könnte drucken lassen! — x—y nennt das ganze Werk genial, jede Note eines Mendelssohn würdig und sagt dann wieder vom Adagio: daß es eine „ausdrucklose Wiederholung eines nicht ergreifenden, etwas unschuldigen Gedankens“ sei, — das Al-



legro fade und trivial. — Wo bleibt denn da das Geniale?

Sie sehen hieraus, Herr Franzén, daß x—y von der ganzen Sache nichts versteht und am allerwenigsten im Stande ist, Ihnen Ungenauigkeiten nachzuweisen. Er hat sich vielmehr in ein Labyrinth verwickelt, aus dem ihn selbst alle Classiker nicht erlösen können, — oder sein genialer Freund müßte ihm etwa, wie Ariadne dem Theseus, den Faden zuwerfen? — — H.

Stadt-Post.

Nr. 7 und 8 dieses Blattes enthalten Aufsätze über die hiesige Stadt-Post. Man könnte durch sie veranlaßt werden zu glauben, ich wolle ein Institut, das mit allgemeinem Beifall hier aufgenommen wurde, eingehen oder in andere Hände übergehen lassen. Das fällt mir aber nicht im Entferntesten ein; im Gegentheil, ich widme dem geehrten Publikum die hiesige Anzeige, daß nach wie vor in unserem Geschäftsbureau **frankirte und unfrankirte** Briefe jederzeit abgegeben werden können*) und daß dieselben zwei Mal des Tages — 9 Uhr Vormittags und 3 Uhr Nachmittags — prompt an die Adressaten befördert werden sollen.

Herr Ego! — denn so ist der erstere Aufsatz in Nr. 7 unterzeichnet — Sie nennen Ihren dort ausgesprochenen Wunsch einen **Privat-Wunsch** und sprechen ihn doch **öffentlich** im Beobachter aus? — Allem Anscheine nach ist Ihre Correspondenz in hiesiger Stadt bedeutend und umfassend. Wollen Sie mir vielleicht erlauben, immer vor Abfertigung des Burschen bei Ihnen etwa bereit liegende Briefe in Empfang nehmen zu lassen?

R. E. Kübler,

Procureur d. Sonnenbergischen Buchhandlung.

Theater.

Donnerstag, den 21. Januar: „Ein Geheimniß.“ Schauspiel in 3 Akten, nach dem Französischen von G. Kettel. (Wiederholung.)

Sonntag, den 24. Zum ersten Male: „Die Raben von Marseille.“ Schauspiel in 4 Akten, nach einer Novelle für die Darstellung bearbeitet von Heinrich Lambrecht. — „Die Raben!“ — wie ist

*) Warum denn aber den für Jedermann so bequemen Briefkasten wieder aufheben? — während unser Hauptpostamt hier einen solchen zu seiner und des Publikums Bequemlichkeit hat einrichten lassen? — Dieser Rückschritt ist in der That nicht zu billigen! D. Beob.

es nur möglich, diesen ominösen Titel zu wählen? — Wir glauben zwar nicht an Vorbedeutung, aber — man muß doch den Teufel nicht an die Wand malen, — und — wußte denn Herr Heinrich Lambrecht nicht, daß die Raben Unglücksvögel sind? — wußte er nicht, daß dort, wo man ihr Gefächze vernimmt — wo ihr schwarzes Gefieder die Luft verdunkelt, ja, wo man nur ihren Namen nennt, niemals Gutes zu erwarten ist? — wenn er es bisher nicht gewußt, nun so wird er es doch heute zur Genüge erfahren haben. — Doch was kann hier der Paraphrast dafür, daß seine Arbeit keinen Erfolg hatte? er fand ja alles vor — Titel, Stoff, Charaktere — er hat ja nur eine Novelle bearbeitet, eine Erzählung in Gesprächsform wiedergegeben. Freilich, aber wenn man etwas Fremdes in sich aufnimmt, wenn man, wie die Bienen, aus fremden Blumen Nahrung saugt, so sollte man es auch machen können wie die Bienen, die, wenn sie aus Rosen, Klee und Lilien einen Saft gezogen, daraus einen andern Saft zusammensetzen, der von dem ausgezogenen ganz verschieden ist. Herr Heinrich Lambrecht aber hat die Rose, den Klee, die Lilien so wiedergegeben, wie er sie gefunden, nur mit dem Unterschiede, daß diese Blumen unter seinen ungeschickten Händen verwickelt sind. — Man hat gesagt, „die Raben von Marseille“ von H. L. sind zwar herzlich schlecht, sie haben uns einen qualvollen Abend verursacht und es hat noch Niemand gewagt, dem Publikum ein in dem Grade unschmackhaftes und unverdauliches Gericht anzutischen, wie es hier H. L. gethan, allein — der Koch ist unser Landsmann, daher muß man über sein ungeschicktes Gericht schweigen — muß den Mantel der Liebe über seine Schwachheiten decken. — Ja, das läßt sich recht gut sagen, aber wo ist der Mantel, der groß genug wäre, diese kolossale Stümperei gänzlich zuzudecken? Wir haben es mit dem Mantel der Liebe versucht — wir haben noch „Drei Paletots“, die freilich auch aus sehr verschiedenen Lappen zusammengesetzt sind, dazu genommen, aber vergebens — allenthalben lücket die Blöße hervor — wir mögen zerrén so viel wir wollen — hilft alles nichts; doch wir wollen nicht grade auf diese Blößen hinweisen, wollen vielmehr das Gute, Geistreiche was noch an diesen Raben ist, in möglichster Kürze zu veranschaulichen suchen. Lassen wir sie noch einmal an unserm Auge vorüberfliegen. Also — wir sind im Theater — der Vorhang rollt auf — zwei in Schwarz gekleidete weibliche Wesen werden von einem Bootsmann, der sie ans Land gesetzt, mit Mißhandlung bedroht, weil sie ihm für seine Mühe Geld bie-

ten. Er erkennt in ihnen die Raben von Marseille, darum so geheiß, weil sie nur in Häusern verkehren, wo das Unglück — der Tod — weilt. Ihr Geschäft ist nämlich, Leichen zu bewachen. Der Bootsmann schimpft sie „Hexen“ und will ihnen eben eins mit der Aderstange versehen, — da erscheint ein junger Mann, der macht dem Spectakel ein Ende. Die Raben erkundigen sich nach dem Namen ihres Befreiers — er nennt sich Armand von Greoulx — die Raben stecken ihre Schnäbel zusammen — man merkt gleich, daß der Name Greoulx mit ihren Schicksalen eng verbunden ist. Sie danken ihrem Retter und entfernen sich, nachdem sie ihm noch Aufklärung über ihren Stand und Namen gegeben. Jetzt verwandelt sich der Hafen von Marseille in das Nest der beiden Raben. Diese erzählen uns nun, daß sie früher Krankenwärterinnen gewesen, jetzt aber, da sie alt geworden, ihre Kräfte nur noch hinreichend, bei Leichen zu wachen. Während sie so im Gespräch vertieft sind und aus Langerweile oder aus Hunger an einem Stück Brod hacken, wird geklopft und ein junges Mädchen (Gabriele von Lescale) tritt herein, sie ist in einem Kloster erzogen, ihre Eltern sind gestorben und haben sie ohne alle Mittel für ihre Existenz gelassen. Die Raben sind mit ihrem Schicksal bekannt und erklären sich bereit, für ihr Fortkommen Sorge zu tragen; doch soll sie ihr Brod nicht umsonst essen, sie wollen sie zu ihrem Geschäft heranbilden, sie soll Leichenwächterin, soll Rabe werden. — Horch! da klopft es wieder — das Klopfen ist überhaupt sehr geistreich angebracht und spielt fortwährend die erste Rolle. — „Wieder einer todt“, krächzen die Raben — wo verlangt man uns? — Ach, im Gasthaus zum silbernen Hahn ist ein junger Mann, Namens Greoulx, am Schläge gestorben — lautet die Antwort. — Greoulx? — bedeutungsvolle Blicke werden gewechselt — gut — wir kommen. — Jetzt gilt es — der junge Rabe (Gabriele von Lescale) soll bei dieser Leiche zuerst debütiren. Es wird ein schwarzes Kleid für das junge Mädchen zurecht gesucht und so sehr sich diese auch sträubt, es hilft nichts — sie muß mit, der eine der alten Raben fliegt mit ihr davon — der Vorhang fällt. — Die Zuschauer sitzen da mit ellenlangen Gesichtern. — Da geht der Vorhang wieder in die Höhe — entsetzlich! eine Leiche auf einem Bett — Gott! und wirklich der Chevalier Greoulx von diesem Morgen — ja er ist — wir erkennen ihn an seinen Gesichtszügen, an seinen rothen Wangen — der alte und der junge Rabe treten ein — letzteren ergreift beim Anblick der Leiche ein Entsetzen — er sucht Schutz unter den Flügeln des alten Raben, der ihm Muth ein-

flößt. — Sie knien an der Leiche nieder und beten — darauf fühlt der alte Rabe, daß er müde wird — er will schlafen und empfiehlt dem jungen Raben Wachsamkeit. — Dieser, trotz dem, daß er erst so viel Furcht gezeigt, kriegt, da er sich allein sieht, Courage — er hüpfet auf die Leiche zu und hält nun am Lager derselben einen rührenden, herzerreißenden Monolog — ungefähr wie folgt: „Ach noch so jung und schon todt — morgen senken sie ihn schon in die kalte Erde — tief — tief hinunter — ach könnt' ich ihn doch vom Tode erwecken — ich würde es gewiß und wahrhaftig thun — denn er ist doch noch gar zu jung. — Ich stehe hier und lebe und er ist todt — ach Gott! das ist doch gar zu schlimm. Ach, du guter Jüngling, wie hübsch bist du noch im Tode — aber — wie ist mir denn? — Herr Nachbar, seid Ihr denn auch wirklich todt!? — Ach! ach — (mit einem furchtbaren Getöse) der Todte regt sich!“ — Wie ein Blitz ist der alte Rabe bei ihr. — Richtig, der Todte wacht auf — er ist noch etwas confternirt, denn er hält die schwarzen Raben für blaue Engel, doch hört er bald an ihrer Sprache, daß sie menschliche Wesen, daß sie nur die Raben von Marseille sind. — Wieder das Nest der Raben. — Sie unterhalten sich von dem vom Tode erstandenen jungen Chevalier Greoulx. — Poch! poch! — wer klopft da — nun wer anders als der Chevalier von Greoulx? — Wenn man von dem Teufel spricht, so ist er da — das Sprichwort hat sich noch immer bewährt, warum sollte es der Verfasser der Raben zu Schanden werden lassen? Der kennt die Welt und weiß was sich schickt: Also — Ihr Diener, Herr Chevalier! was suchen Sie? so fragen ihn die beiden alten Raben, der junge ist nemlich in seinem Kämmerlein. — Ach ich komme, mich schönstens zu bedanken, daß Sie die Güte gehabt haben mich wieder vom Tode zu erwecken. Aber wo ist denn das junge hübsche Mädchen, dem ich, wie ich glaube, allein meine Rettung zu danken habe? — Nicht lange, so kommt diese aus ihrem Kämmerlein, macht einen hübschen Knix gegen den jungen Mann und wird über und über roth. Der Chevalier erzählt, daß ihn sein Großvater, der Baron v. Greoulx, verstoßen habe, weil er nicht nach seinem Willen habe heirathen wollen; aber wie konnte er da heirathen, wo er nicht liebte? dazu war er zu sehr Jüngling. — Poch! poch! Wer kommt? — ah, ein Brief von meinem Großvater! ruft der Chevalier, ich soll zu ihm kommen, ich brauche nun die Person, die er für mich gewählt hatte, nicht zu heirathen. — Adios! ich komme bald wieder — darauf stürzt er fort — bald sehn wir ihn bei seinem Großvater, der in ungeheurer Geldverlegen-

heit ist. Der Enkel soll ihn durch eine reiche Heirath retten, der Großvater erklärt ihm, seine frühere Geliebte sei gestorben, aber die junge sehr reiche Baronesse von so und so sei Wittve und für ihn disponibel, die solle er jetzt gleich heirathen, ohne Widerrede. Nein, sagt der Enkel, mein Freund liebt diese Baronesse und darum will und kann ich sie nicht heirathen. Das sollst Du aber! ruft der Großvater gebietrisch — das will ich aber nicht! entgegnet der Enkel mit Bestimmtheit. — Nun, Du Bube! da hast Du meinen Fluch! und nun Sakaien, nehmt ihn gefangen! — Die Lakaien stürzen herein und machen Miene, sich an ihm zu vergreifen, aber die kommen schön an — mit gezogenem Säbel bricht er sich Bahn — der eine vertrieht sich hier und der andere da und triumphirend geht er zur Thüre hinaus. — Das war eine gewaltige Effectscene gewesen! von dem Fluch des Großvaters hätte man wohl die Leberkrankheit kriegen können, so erschütternd war er. — Der Großvater erfährt nun von seinem Secretair, daß sich sein Enkel sehr viel in dem Neste der Raben von Marseille aufhält und daß er wohl gar mit einem der Raben ein Verhältniß angeknüpft. Das ist dem Großvater zu viel und er erteilt einen Verhaftsbefehl gegen seinen Enkel aus. Diesen finden wir bald im Neste der Raben wieder. Er steht dem Fräulein von Lescale gegenüber und erzählt, daß er von seinem Großvater einen tüchtigen Buckel voll Schelte gekriegt und einen extraordinären Fluch obendrein. Das Fräulein fällt in Ohnmacht, sie schien zwar nicht rechte Neigung dazu zu verspüren, aber es mußte wohl im Stücke so vorgeschrieben sein und da durfte sie nicht anders. Als sie wieder erwacht, erklärt der Chevalier ihr seine Liebe ungefähr folgendermaßen: „Prinzessin, sag, o liebst Du mich?“ Sie kann nicht widerstehen und antwortet etwa so: „Ach ja, mein Prinz, ich liebe Dich!“ Alles ist kannt und klar und wie sie nun so in den süßesten Wonnen gefühlt schweben da — Poch! Poch! — Wer ist's? — Ein Polizeiinspector mit einem Verhaftsbefehl. Er führt den jungen Bräutigam nolens volens ab. Doch die alten Raben krächzen ihm Muth zu. — „In zwei Tagen sind Sie wieder frei — gehn Sie nur gutwillig — hat nichts zu sagen.“ — Jetzt machen sie sich auf nach dem Schloß Greoulx — es ist ihr Stammschloß, der alte Großvater ist ihr Bruder — er hat sie, als sie noch ganz kleine Kinder waren, fort gejagt, um ihr großes Vermögen zu bekommen. — Da erscheinen sie vor ihrem verbrecherischen Bruder,

furchtbar wie die Jurien. — Es giebt eine schreckliche Erkennungsscene. Der alte Greoulx wird müde — er will gern seinen Enkel frei machen, will gern in dessen Heirath mit einer Andern willigen, wenn sie nur ebenbürtig ist, aber er ist in großer Geldverlegenheit — was soll er machen? — Die Raben wissen Rath — sie haben ein Vermögen von 400,000 Thlr. zusammengetragen, das wollen sie hergeben. Des freut sich der Alte sehr — und macht sogleich Anstalt, den Enkel aus seiner Haft zu befreien. Die Raben kehren in ihr Nest zurück. Der junge Rabe, das Fräulein von Lescale, ist mit dem Chevalier zum Traualtar gezogen. Die Alten hören die Hochzeitsglocke läuten und wünschen recht sehr, das junge Paar nach der Trauung nur noch ein einziges Mal zu sehen. Kaum haben sie den Wunsch geäußert, da rollt ein Wagen daher und — das junge Ehepaar steht vor ihnen. Ah —! — die junge Frau —! Welch eine Erscheinung —! — die junge Frau —! — wo all' die Rosen her? — Die ganze Flora prangt auf ihrem Haupte, Busen und Schultern, Hüften und Rücken sind mit Blumen übersät — der schwarze Rabe hat sich in einen Blumengarten verwandelt. — Dieser Anzug ist die geistreichste Idee des Stückes, das, wenn es auch sonst nichts taugt, doch eine sehr schöne Sprache hat, die wir in Obigem zu veranschaulichen gesucht haben.
Der Beobachter.

Großherzogl. Hof-Theater.

Sonntag, den 31. Janr. Zum Benefiz des Herrn Berninger: Zum erstenmale: Die lustigen Weiber von Windsor. Lustspiel in 3 Akten von Shakspeare, überfetzt von Schlegel und Tieck.

Kirchliches.

Vom 22. bis 28. Janr. sind in der Oldenburger Gemeinde
I. Copulirt: 4) Heinrich Gerhard Bartholomäus und Caroline Dorothee Catharine Goetes, Geverfen.

II. Gefauft: 32) Heinrich Carl Wilhelm Calberla, Oldenburg. 33) Johann Hermann Friedrich Schmidt, Oldenburg. 34) Hermann Gerhard Wilhelm Lichtenberg, Stau. 35) Friedrich Wilhelm Carl Hufemann, Oldenburg. 36) Pauline Friederike Auguste Kütterer, Oldenburg. 37) Wilhelmine Louise Henriette Adele Wenke, Oldenburg.

III. Beerdigt: 16) Lucie Megine Engst geb. Joengen, Heil. Geistthor, 64 J. 17) Thalle Margarethe Janßen, Gshorn, 3 W. 18) Helene Margarethe Adicks, Ipwege, 17 J.

Sonntag, den 31. Janr. predigen in der Lambertikirche
Frühpredigt: Herr Hülfsprediger Barelmann. Anf. 8 $\frac{1}{2}$ Uhr.
Hauptpredigt: Herr Pastor Gröning. " 10 "
Nachm.-Predigt: Herr Kirchenrath Clausen. " 2 "

Brieftasche. An Hrn. G. W. in Gl.: Die beiden Sachen sollen unverzüglich aufgenommen werden, sobald Sie uns Ihren Namen nennen.

Aufforderung.

Alle diejenigen, welche noch mit Zahlung für den Jahrgang 1846 des Beobachters rückständig sind, werden ersucht, den Betrag nunmehr binnen 14 Tagen franco an die Unterzeichnete einzusenden.

Oldenburg, 28. Januar 1847.

Die Verlagsbuchhandlung.

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Dienstag, den 2. Februar 1847.

N^o 10.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in $\frac{1}{2}$ Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Auswanderung nach Amerika.

Jedem Leser des Aufsages in Nr. 7 des Beobachters, betitelt: „Der bestrafte Hase“ hat gewiß ein unwillkürliches Vergnügen empfunden darüber, daß der Dragoner, welcher den vermeintlichen Wilddieb *) ins Gefängniß oder doch wenigstens in eine unverhältnismäßige Geldstrafe zu bringen hoffte, auf eine so komische und beschämende Weise abgeführt wurde. Doch nein, nicht jedem Leser, die ächten Söhne von Chams rohem Enkel Nimrod haben dieses Vergnügen gewiß nicht getheilt. Diesen können selbst die in einzelnen Staaten noch bestehenden Vorrechte, so genannte Wilddiebe todt zu schießen, nicht zu strenge scheinen, und ist es ihnen eben so eine Wollust, einen Menschen, welcher seine im Schweife des Angesichts erbauten Früchte, die zu seinem Unterhalte dienen sollen, gegen Wildstraf durch Schlingen oder Feuergewehr zu schütten sucht, ins Gefängniß oder doch in unverhältnismäßige Geldstrafe zu bringen, als es ihnen eine Wollust ist, Thiere zu tödten und selbst durch Parforcejagden zu Tode zu hegen und zu quälen, welche ihnen nichts zu Leide gethan haben.

Diese suchen die Grausamkeit solcher Strafgesetze damit zu beschönigen, daß sie als Abschreckungsmittel dienen sollen, und bedenken nicht, daß sie gerade das Gegentheil bewirken, und den Reiz zur Umgehung derselben um so mehr stärken, weil doch jeder einsehen muß, daß sie dem natürlichen Rechte Schnurstracks entgegenstehen, und daß die unverhältnismäßige Strafe nicht bloß den sogenannten Wilddieb allein trifft,

*) Wer seine Gartenfrüchte gegen Wildstraf, seinen Hühner- oder Gänsefall durch Schlingen oder Feuergewehr gegen Früchte zu schütten sucht, und den gefangenen oder erlegten Hasen oder Fuchs für seine dabei aufgewandten Mühen und Kosten behält, heißt nach unsern Gesetzen ein Wilddieb. D. Einf.

sondern häufig seine unschuldige Familie mit, und sogar zu deren Ruin führen kann.

Als in der französischen Zeit, die ihre Mängel, aber auch manches Gute hatte, es jedem gesetzlich freistand, auf seinen Gründen zu jagen und seine Früchte gegen Wildstraf zu schütten, als die Gemeinden das Recht hatten, die Jagd auf ihren Gemeindegründen zu verpachten, da hörte man nicht, daß dieses natürliche Recht jemand zur Jagdliebhaberei verleitet und ihn seinem Gewerbe entzogen hätte, eben so wenig, als man in dem freien Amerika Klagen darüber hört. Es ist also wohl in der Erfahrung begründet, daß solche Verbote mehr zur Uebertretung reizen, als nützen, um so mehr, wenn sie die allgemeine Stimme des Volks gegen sich haben, und desto mehr, je größer die angedrohte Strafe ist. Darum erscheint dem Volke auch ein Mann so verächtlich, der — wenn er nur die 5 Mthr. Angebelohn dafür verdienen kann, die Silberlinge — sich dazu gebrauchen läßt, jemanden zu demmeitern, der zum Schutze seiner Früchte einen Hasen schießt oder fängt, und dann zu einer Strafe verurtheilt wird, die zu dem Werth des Hasen in gar keinem Verhältniß steht.

Wären es bloß Müßiggänger und solche, welche keine ernstere und nützlichere Beschäftigungen zu treiben wissen, als mit der Jagd ihre Zeit zu tödten, denen die Jagdfreiheit dazu Gelegenheit gäbe, so könnte man ihnen das gönnen, wenn es aber Beamte und Angestellte giebt, welche in der Jagdzeit mehr der Jagd, als ihrem Dienste leben, wenn es dann zuweilen heißt: „wir wollen die Sache schnell abmachen, ich will noch auf die Jagd“, oder „die Sache kann ruhen“, oder „die Leute können warten, bis ich wieder komme“ u. s. w., und wenn dann die Jagdgesetze solchen Leuten die Mittel an die Hand geben, gegen die Uebertreter dieser Jagdgesetze schonungslos zu eifern, dann möchte man

